

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00560-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Ralf Günther wurde 1967 in Köln geboren. Als Buch- und Drehbuchautor entwickelte er Kinderserien fürs Fernsehen und schrieb historische Romane. «Der Leibarzt», sein Debüt, wurde ein Bestseller. Es folgten unter anderem «Das Weihnachtsmarktwunder» sowie «Als Bach nach Dresden kam». Ralf Günther lebt in der Nähe von Dresden.

Ralf Günther

Arzt der Hoffnung

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg,

November 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Covergestaltung any.way, Barbara Hanke / Cordula Schmidt

Coverabbildung Stephen Mulcahey / Arcangel

Karte © Peter Palm, Berlin

Satz aus der Pensum Pro

bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck, Germany

ISBN 978-3-499-00560-2

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren
Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine
klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von
Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes
einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



1. Kapitel

5

«In der Stube, die wir heute gereinigt haben, wurde eine junge Mutter tot aufgefunden. An ihrer Brust lag ihr Kind, ein Säugling, lebend und lächelnd.»

Jakob Löwenberg, Zeitzeuge der Choleraepidemie 1892 in Hamburg

Am 22. August des Jahres 1892 stand der weltberühmte Entdecker des Tuberkel-Bazillus, der ehrwürdige Geheim- und Medizinalrat Dr. Robert Koch, Direktor des Instituts für Infektionskrankheiten Seiner Majestät des Kaisers, am Anleger der Sylt-Tondern-Linie. Schwarz lag die See in der Bucht, die Dünung war schwach, der Morgen windstill. Mit den ersten Sonnenstrahlen erwachte das Element: Das Licht hob die Wellen aus der Dunkelheit und bestrich die Kämme mit Honig.

Der Forscher war auf der Suche nach Antworten. Derzeit vor allem auf das rätselhafte Telegramm des Kaiserlichen Gesundheitsamts. Es hatte ihn am Vorabend erreicht und steckte nun in seiner Westentasche.

--- Brauchen --- Sie --- in --- Berlin --- jetzt ---

Der Befehlston war nicht nur dem Telegraphenstil geschuldet. Es war ein Alarmzeichen der kaiserlichen Behörde und duldete keinen Verzug!

Seit Wochen gab es nur ein Thema: das Vordringen der

asiatischen Cholera – zum fünften Mal in diesem Jahrhundert. Seit Wochen hatte sich das Reich unter Führung Preußens, verkörpert durch Kaiser Wilhelm II. und seinen Kanzler Caprivi, sowie das Kaiserliche Gesundheitsamt unter Kochs Ägide darauf vorbereitet: Desinfektionseinheiten der Armee waren über das Reichsgebiet verteilt, *Cordons Sanitaires* an den Grenzen zu den betroffenen Landstrichen errichtet, die Grenzkontrollen verschärft. Reisende mit Symptomen wurden zurückgewiesen, insbesondere an den Übergängen zum Zarenreich, wo bereits zahlreiche Fälle aufgetreten waren. In den Zeitungen wurden Maßnahmen zur Hygiene abgedruckt: Wasser abkochen, Hände waschen, contagiose Bereiche desinfizieren. Überall stank es nach Karbol, dem geläufigen Desinfektionsmittel.

Und der Schutz war wirksam: Es blieb bei einzelnen Erkrankten entlang der Grenze – ein Dutzend Tote, nicht der Rede wert für einen derart gefährlichen Erreger und beinahe nichts im Vergleich zu den großen Epidemien der dreißiger, vierziger, siebziger Jahre.

Der Komma-Bazillus war Kochs alter Bekannter. Der Epidemiologe kannte den Erreger aus Kairo und Kalkutta. Jedem Ausbruch der Krankheit war er hinterhergereist, bis er den Verursacher entdeckt und isoliert hatte. Wissenschaftler aus aller Welt schickten Proben in Kochs Berliner Labor, um sicherzugehen. Im Jahr 1884 hatte er einen großen europäischen Kongress zum sicheren Nachweis des Bazillus durchgeführt; hatte den Kollegen aus aller Herren Länder – ein paar Damen waren auch dabei, seitdem sie die Universitäten besuchen durften – gezeigt, wie man Nährlösungen mischte, um den Erreger vermehren zu können. Hatte demonstriert, wie man ihn auf gestocktem Blutserum heranzüchtet, wie man ganze

Stämme auf andere Wirtstiere überträgt, um einen gütigen Beweis zu erlangen.

Nun war es anscheinend wieder so weit: Der Erreger vermehrte sich nicht nur in den Nährlösungen der Forscher, er vermehrte sich in den Menschen, vertrocknete sie von innen, ließ seine Opfer erbrechen und defäkieren, bis alle Flüssigkeit aus ihnen heraus war.

7

Koch spürte Beklemmungen angesichts des Alarms aus Berlin: Ausnahmslos jeder war in Gefahr, die Krankheit verschonte niemanden. Doch im Zentrum des Kaiserreichs, und auch in seinen großen, blühenden Städten, schienen die Menschen in Sicherheit. In Köln, in Berlin, in Magdeburg, in Dresden, in Breslau, in Königsberg: kein einziger Fall bisher. Das Telegramm allerdings sprach eine andere Sprache.

Kochs Blick folgte dem Flimmern des Morgenlichts auf den Wellenkämmen. Jenseits der Honigstreifen, in der Tiefe, herrschte immer noch Dunkelheit. Koch konnte nicht schwimmen, das Wasser war nicht sein Element, und er kannte die Gefahr. Genügsam schwappte die Dünung der Munkmarscher Bucht gegen die Duckdalben, die das Anlanden der Fähre erleichterten. Eben tanzte die Sonne einen Moment lang auf der Horizontlinie. Dann löste sie sich und stieg weiter hinauf.

Von dort, zunächst nur als weiße Rauchsäule über dem Wasser sichtbar, hatte die Fähre Kurs genommen. Die Barkasse verband die Insel Sylt mit dem Umschlaghafen Hoyerschleuse. Der Dampf zeichnete die Spur des Fortschritts in den Morgenhimmel. Wie einfach und schnell war das Reisen zu Wasser geworden! Und wurde immer schneller. Die Strecke von Westerland nach Munkmarsch hatte Koch bereits mit der neuen Dampfbahn zurückgelegt.

Schon erblickte der Mediziner die gewaltigen Schaufelräder

an ihren Seiten: Wie Titanenhände pflügten sie sich durch die See. Erste Silhouetten von Fahrgästen zierten die Reling.

Kurz vor dem Einlaufen schwenkte das Heck landwärts, und die Fähre wurde in ihrer ganzen Schönheit sichtbar: die schnittige Form, der nach hinten kippende Schornstein, die Fahne am Heck, im Fahrtwind flatternd.

8 Koch tastete nach seiner Börse. Die Abreise war überstürzt und die Fahrt nach Berlin weit. Und auch ein Beamter des Kaiserlichen Gesundheitsamts musste für seine Überfahrt bezahlen. Selbst wenn er auf Befehl des Kaisers reiste.

Die ersten Sonnenstrahlen fielen durch das Blumenmuster der Vorhänge bis in Hedwigs Zimmer und auf ihr Laken. Sie tastete nach der Wärme, die der Geliebte dort hinterlassen hatte. Sie hatte gemerkt, wie er aufgestanden war, es konnte nicht lang her sein. Hatte gespürt, wie sich der Männerkörper, während des Schlafs noch fest an sie geschmiegt, nach dem Erwachen widerwillig getrennt hatte. Als er ihren Nacken küsste, hatte der präzise gestutzte Vollbart ein letztes Mal über ihre Schulter gekratzt. Sie hatte gehört, wie er Wasser aus der Kanne in die Schüssel des Waschtischs gefüllt hatte. Wie das Rasiermesser zunächst schleifend über das Abziehleder und dann über die Haut fuhr. Sie kannte das kratzende Geräusch, kannte auch die dazu passende Choreographie: Erst fuhr die Klinge über den Halsansatz, bis zum Knochen des Unterkiefers. Auch um den Ansatz der Wangen herum rasierte er den Rand des Bartes sauber. Zuletzt entfernte er einzelne, widerspenstige Härchen mit einer kleinen Schere. Die Körperpflege war Koch heilig, das hatte Hedwig rasch begriffen. «Hygiene» war ein zentraler Begriff seiner Lehre – und seines Wesens.

Den Schnitt seines Bartes jedoch hatte Koch – wie er Hedwig

erzählt hatte – seit dem Studium nicht verändert. Das Rasieren war Routine, eine Angelegenheit von Minuten. Zum Abschluss spülte er die restliche Seife in die Schüssel, indem er sich mit flachen Händen Wasser ins Gesicht warf. Selbst im Halbschlaf identifizierte Hedwig das Geräusch. Schließlich wischte er sich mit einem Handtuch den restlichen Schaum von der Haut. Das Aroma der Rasierseife hätte Hedwig selbst auf einem türkischen Basar wiedererkannt ...

9

Nun war das Knarren der Dielen verklungen. Hedwig rekelte sich allein im großen Bett, die Vision des Geliebten vor Augen.

Noch am Abend zuvor hatten sie beieinandergelegen, in diesen Laken. Erst neckisch und scherzend, dann stumm, die Lippen verbunden. Im innigen Kuss entzündete sich Leidenschaft.

Gerade so rechtzeitig trennten sich ihre Körper, dass Koch in der Lage war, das Telegramm an der Tür zu empfangen: behelfsmäßig in eine Hose geschlüpft, die Träger über den blanken Oberkörper gezogen, schließlich war man im Urlaub.

Durch den schmalen Türspalt nahm er den Alarmzettel entgegen; einen Blick auf das Bett, in dem Hedwig vollständig nackt lag, hatte er nicht zugelassen.

Dennoch hatte die Wirtin beschämt zur Seite geschaut. Der Absender erregte Ehrfurcht: «Kaiserliches Gesundheitsamt Berlin» hatte sie aus dem Kürzel *KaiserlGesAmtBer* richtig erraten.

Wortlos hatte Koch den Umschlag entgegengenommen und die Tür hinter sich geschlossen. Lesend trug er die Botschaft zum Bett. Die Worte drangen in ihr grenzenloses Glück und sprengten es von innen heraus. An der Kante blieb er stehen. Übersah ihre ausgestreckten Arme. Verkündete: «Ich muss nach Berlin.» Hedwig umschlang seine Hüften, presste ihr Ge-

sicht gegen seinen Bauch, wollte ihn halten, ihn zurückziehen, doch in Gedanken war Koch schon auf Reisen. «Wann geht die erste Fähre am Morgen?»

«Was wollen sie von dir?»

Koch murmelte etwas, während er die dünnen Worte erneut las. Natürlich wusste er, worum es ging: die Cholera.

10 «Ich lass dich nicht gehen!»

Mit aller Kraft hatte Hedwig ihn umklammert. Doch Koch ließ sich nicht zurückhalten. Nicht einmal von einem geliebten Wesen.

Es klopfte. Hedwig musste wieder eingeschlafen sein. Eben noch, so schien es, hatte sie seine Nähe gespürt. Dabei war er schon seit dem Morgengrauen verschwunden. Hedwig achtete darauf, dass das Laken sie ganz umhüllte, dass Brüste und Taille darunter verborgen waren, dann rief sie «Herein».

Im Licht der vollen Morgensonne betrat die Wirtin die Kammer. Auf dem Tablett ein Frühstück. Gleich zog Hedwig der Duft von Toast und Spiegelei in die Nase. Die Gewohnheiten auf den nordfriesischen Inseln waren englisch, zum Morgen trank man Tee. Selbst in Wenningstedt, das nicht so weltgewandt war wie Westerland. Ein Dutzend Häuser, fast alle beherbergten Gäste. Die Insel befand sich im Aufschwung, das geschäftstüchtige Hamburg hatte die Zerstreung entdeckt, und Berlin war durch die Eisenbahn in Reichweite.

«Der hohe Herr bat mich, Ihnen das Frühstück auf dem Zimmer zu servieren.»

Hedwig entfuhr ein wohliges Geräusch. Die Wirtin lächelte. «Muss ein wichtiger Herr sein, Ihr Gatte. Das Kaiserliche Amt in Berlin!»

Hedwig wusste, dass sie Kochs Inkognito nicht lüften durfte. «Nein, nicht wichtig», sagte sie, «nur fleißig.»

«Ich glaube, ich habe sein Bild schon einmal in der Zeitung gesehen.»

«Ach», versuchte Hedwig, die Spur zu verwischen, «diese kaiserlichen Herren aus Berlin sehen doch alle gleich aus: ein Vollbart, der die Wangen verbirgt, ein Schnurrbart mit gezwirbelten Spitzen über den Mundwinkeln ...»

«Nein, ich bin mir sicher: Ich kenne ihn aus der Vossischen Zeitung. War er nicht in Indien? Ist er nicht ein Doktor?»

11

«Ich danke Ihnen für das Frühstück!» Hedwig stemmte sich in die Höhe. Die Wirtin stellte das Tablett ab und ging zur Tür. Hedwig wusste, dass der Ton zu schroff gewesen war. Schon bereute sie es. Und fand doch nicht mehr heraus aus der Abweisung.

Im Hinausgehen drehte die Wirtin sich noch einmal um. «Sie könnten seine Tochter sein, Fräulein Freiberg!» Empörung schwang in ihren Worten. Das «Fräulein» zu betonen ließ die Wirtin sich nicht nehmen. Sie hatte dieses unsittliche Zusammensein geduldet, hatte die fadenscheinige Lüge akzeptiert, doch gutheißen konnte sie das keinesfalls.

Ein Herr aus dem Kaiserlichen Amt, ein «Geheimer Rat», der sich «Exzellenz» heißen ließ! Mit Nachdruck zog die Wirtin die Tür von außen ins Schloss, der Knall mochte alle anderen Gäste geweckt haben.

Mit einem Schulterzucken kam Hedwig darüber hinweg und betrachtete das Frühstück mit Appetit. Und je länger sie es betrachtete, umso zufriedener war sie mit ihrem Leben, ihrer Liebe, und desto bedeutungsloser wurden alle Vorwürfe.

Ach, man durfte nichts auf die Meinung dieser Krähen geben, die selbst den grandiosesten Tag mit heiserem Krächzen begrüßten.

Die Marschbahn trug den Geheimen und Medizinalrat vom Hafen in Hoyerschleuse über Tondern, Niebüll und Husum nach Altona. Was wie ein Vorort Hamburgs anmutete, war seit dem Ende des Deutsch-Dänischen Krieges preußisches Hoheitsgebiet, mit eigener Polizeigewalt und Posten auf den Straßenzügen, die die Grenze zwischen preußischem und hamburgischem Territorium markierten. Der Bahnhof in Altona hatte direkten Anschluss nach Berlin. Der Zug stand schon unter Dampf. Er fuhr über Hamburger Gebiet, hatte dort aber keinen Aufenthalt. Das Durchqueren der Bahnhofshalle reichte Koch aus, einem Zeitungsjungen die wichtigsten Gazetten aus den Händen zu kaufen.

Mit einer Reisetasche in der Rechten und den Tagesneuigkeiten unterm linken Arm betrat Koch den Wagen erster Klasse. Er rechnete nicht damit, so früh am Morgen weiteren Passagieren zu begegnen. Doch schon im ersten *Séparée* saß ein Mann, der Kochs Aufmerksamkeit erregte. Nicht weil er Uniform trug, sondern wegen eines Abzeichens des Kaiserlichen Gesundheitsamtes am Revers. Die Schulterstücke wiesen ihn als Stabsarzt aus. Sein Kopfhaar war zurückgewichen, entgegen der gängigen Mode trug er nur einen Lippenbart, die Wangen waren vollkommen blank. Koch öffnete die Schiebtür und betrat das Abteil. Augenblicklich sprang der Mann auf und salutierte.

«Behalten Sie Platz!» Koch winkte den Militärarzt aufs Polster zurück. Der schien irritiert.

«Doktor Koch? Waren Sie etwa auch ...?»

Koch stellte die leichte Reisetasche ab und nahm dem Mitreisenden gegenüber am Fenster Platz. Die Aussicht war durch weißen Dampf verwehrt, der sich wie Nebel in der niedrigen Bahnhofshalle verbreitete.

«Kennen wir uns?»

Kaum platziert, sprang der Mann erneut auf: «Stabsarzt Weisser, abgeordnet zum Kaiserlichen Gesundheitsamt.»

Koch musterte den Kollegen. Sein Gesicht war faltenlos. Und er schien ehrgeizig. Immer noch bewahrte er Haltung.

«Ich sah Sie gelegentlich auf den Gängen. Überall spricht man voller Ehrfurcht von Ihnen: über Ihre Arbeit in den Kolonien, Ihre Leidenschaft auf dem Gebiet der Epidemien!»

13

Der Gepriesene war gegenüber Komplimenten von Fremden vorsichtig. Er nahm sein Gegenüber fest in den Blick. «Und Ihre Satzketten eingangs: Wo war ich etwa auch?»

«Na, wissen Sie denn nicht ...?»

«Kommen Sie aus Hamburg?», fragte Koch.

Weisser zog eine Tasche heran, die neben ihm auf dem Sitz stand, und legte den Arm darum. «Selbstverständlich. Wir wurden gerufen. Von höchster Stelle, doch ohne Wissen der örtlichen Behörde. Die Person – unser Informant – bittet um absolute Diskretion. Gesundheitssenator Hachmann ist für seine Wutausbrüche bekannt.»

«Steht es so schlimm? Ich dachte, man nimmt an, es sei die harmlose hiesige Abart der Cholera?»

Der Stabsarzt schüttelte den Kopf. Sein Gesichtsausdruck offenbarte höchste Besorgnis. «Es steht schlimmer, als die Behörden zugeben wollen.» Er sah sich um. Sie waren immer noch zu zweit.

Koch musste lächeln. Weisser nahm seine Aufgabe anscheinend sehr ernst. «Berichten Sie!»

Der Arzt straffte seinen Oberkörper. Die Tasche hielt er immer noch umklammert. «Ist das ein Befehl?»

«Ja, Herrgott, natürlich ist das ein Befehl. Reden Sie!»

«Aber ...»

«Ich bin ohnehin nach Berlin kommandiert. Ob jetzt oder in vier Stunden – ich werde es erfahren.»

14 Stabsarzt Weisser musterte Koch. Dann senkte er die Stimme. «Es ist sicher, dass in Hamburg die gefährliche indische Form ausgebrochen ist. Schon gibt es Tote. Niemand weiß, wie viele es sind. Weil sie einfach nicht zur Kenntnis nehmen wollen, was offensichtlich ist, weigern sich die Behörden, Zahlen zu sammeln.»

Eben setzte sich der Zug in Bewegung. Blitzschnell griff Koch nach seiner Reisetasche und sprang auf. Die Zeitungen ließ er liegen. Er war schon fast zum Abteil hinaus, da rief Dr. Weisser ihm hinterher:

«Wohin wollen Sie denn, Dr. Koch?»

«Ich bleibe in Hamburg! Der Nachweis ist einfach! Wir müssen handeln, jetzt!»

Weisser zog eine überlegene Miene und bat Koch zugleich, sich wieder zu setzen. Er rollte mit den Augen.

«Reden Sie Klartext, Mann!», rief Koch.

Endlich löste Weisser seine Tasche aus der Umklammerung und schob sie vor. «Ich habe eine Probe.»

«Sie haben – was?»

«In Hamburg gibt es nur wenige Ärzte, die eine Koch'sche Nährlösung für den *Vibrio Cholerae* herstellen können. Doch einem ist es gelungen – behauptet er wenigstens.»

«Wer ist es, kenne ich ihn?»

«Der Direktor des Neuen Allgemeinen Krankenhauses: Dr. Theodor Rumpf.»

«Gehört habe ich den Namen, doch zu meiner Zeit gab es keinen Doktor Rumpf in Hamburg.» Koch hatte seine Assistenzarztzeit zu einem kleinen Teil am St. Georger Allge-

meinen Krankenhaus verbracht. Sein Blick deutete auf die Tasche. «Darf ich sehen?»

Weisser legte den Arm darüber, ließ sie aber weiter auf seinen Knien stehen. «Dr. Koch!», mahnte er. «Es handelt sich um den Cholera-Erreger!»

Koch lächelte verkniffen. «Gewähren Sie mir einen Blick! Ich werde die Probe schon nicht verschütten.»

15

Der Stabsarzt machte immer noch keine Anstalten, das Glas auszuhändigen.

«Muss ich Ihnen erst befehlen, Leutnant?» Als Direktor einer preußischen Behörde wusste Koch seinen Rang notfalls mit Ruppigkeit einzusetzen. Das fiel ihm nicht leicht, denn im Harz, Kochs Heimat, war man eher milde gestimmt – und schon gar nicht militärisch.

Widerwillig öffnete Weisser die Metallschlösser. Er händigte Koch ein mit Klemmen verschlossenes und mit gewachstem Hanf versiegeltes Glas aus. Koch schickte sich an, die Spangen zu öffnen.

«Dr. Koch!»

«Herr Stabsarzt», mahnte Koch, «Sie vergessen sich! Der Erreger kann nicht über die Luft übertragen werden.»

Weisser zog sich beleidigt zurück und sah zu, wie Koch mit sichtlicher Kraftanstrengung – nichtsdestotrotz vorsichtig – das Glas öffnete. Die Hanfstränge legte er beiseite, um sie später wieder zum Verschließen benutzen zu können. Koch roch an der Flüssigkeit. Und zuckte zurück. «Das riecht gut. Könnte gelungen sein.»

«Wenn man Dr. Rumpfs Aussage Glauben schenken möchte, hat er den Komma-Bazillus in dieser Lösung isoliert und nachgezüchtet.»

«Was haben Sie noch?» Mit der Beobachtungsgabe des Na-

turwissenschaftlers hatte Koch entdeckt, dass der Stabsarzt ein zweites Glas in seiner Tasche verbarg. Weisser druckste herum. «Die Stuhlprobe des mutmaßlich ersten Opfers: ein Polier aus dem Hafen. Bei Ausbesserungsarbeiten der Kaimauer am Kleinen Grasbrook brach er zusammen.»

«Warum weiß man in Berlin nichts davon?»

16 «Der behandelnde Arzt schrieb *Brechdurchfall* auf den Totenschein.»

«Dilettant!»

«Nein, Diplomat.»

«Ich denke, er ist Arzt!»

«Durchaus. Aber er ist noch kein Mitglied der Hamburger Ärztekammer, möchte es aber zu gern werden. Also vermeidet er, sich in die Nesseln zu setzen. Und schreibt *Brechdurchfall* statt *Cholera*.»

«Nun geben Sie schon her!»

Weisser versuchte erneut zu protestieren, doch diesmal ersparte Koch ihm den Hinweis auf die Hierarchie. Ein strenger Blick genügte, und der Stabsarzt händigte ihm das Glas aus. Koch besah sich alles ganz genau. Ein Stofffetzen, hellbraun bis grünlich, mit getrockneten Blutflecken durchsetzt. Ohne zu zögern, öffnete Koch das Glas. Und wieder roch er an den Ausdünstungen. Weisser schreckte unwillkürlich zurück, obwohl der Geruch ihn noch gar nicht erreicht hatte.

Auch Koch streckte das Glas rasch wieder von sich. «Ich kenne diesen Geruch», sagte er schmallippig. «Der Kranke ist mit *Kalomel* behandelt worden. Dafür spricht auch die grüne Farbe. Haben Sie den Chlorgeruch bemerkt?»

«Die Fahrkarten bitte!»

Die Doktoren zuckten zusammen. Aus einem der Nebenteile war die Stimme des Schaffners an ihr Ohr gedrungen.

Kochs Bewegungen waren schnell und präzise: Er wickelte Hanf und verschloss den Deckel. Just in dem Moment, da der Schaffner das Abteil betrat, waren die Gläser in Weissers Tasche verschwunden. Der Bahnbeamte atmete tief ein und verzog das Gesicht.

«Ist etwas?» Koch trug Unschuldsmiene.

«Dieser Geruch!», sagte der Schaffner.

Koch und Weisser warfen sich Blicke zu.

«Wonach soll es denn riechen?», fragte der Stabsarzt.

«Ist das Alkohol?» Der Schaffner musterte die Reisenden.

«Wir trinken nicht», sagte Weisser.

Wortlos ging der Schaffner dazu über, die Billette zu kontrollieren. Lochte sie und trat – mit vorgehaltener Zange, als müsse er seinen Abgang sichern – rückwärts aus dem Abteil. Schob schließlich die Tür ins Schloss, ohne eine gute Weiterfahrt zu wünschen.

Erleichtert sahen Weisser und Koch einander an. Dann mussten sie sich abwenden, um nicht laut herauszulachen. Da öffnete sich die Abteiltür erneut, und der Schaffner trat ein zweites Mal herein.

«Stimmt etwas nicht?», fragte Koch.

Der Schaffner sah die beiden Herren an, hob den Zeigefinger und sagte dann augenrollend: «Jetzt weiß ich, wie es riecht: nach Krankenhaus.»

Gottlob war der Weg von der Wenningstedter Pension bis hierher nicht weit. Er ging durch einen Dünengrassgürtel mit erheblichen Anstiegen. Die Staffelei und alle Malutensilien trug sie in einem Tornister auf dem Rücken. Kochs unvorhergesehene Abreise hatte ihr einen ganzen, wertvollen Tag zum Malen geschenkt. Nicht, dass der Geliebte sie in ihrer Kunstübung

beschränkte. Doch in den bislang raren und kostbaren Stunden ihrer Zweisamkeit wollte sie ganz für ihn da sein.

18 Mitten in den Dünen rammte Hedwig die dünnen Beine ihrer Staffelei in den Sand. Den Sommerhut mit Fliegenschleier, Krempe und Schleifenband hängte sie einfach über die Spitze des Stativs. Der blaue Stoff flatterte im Wind: die Standarte der Kunst. Die Leinwand hatte sie gegen die Streben geklemmt, damit sie nicht weggeweht wurde. Die Wolken über der See waren in Fetzen gerissen. Zumeist begann Hedwig ihre Gemälde, nachdem sie die Horizontlinie bestimmt hatte, mit der zarten Konturierung des Himmels. Sie malte ohne Skizze, direkt in Öl – in Paris war das längst *à la mode*. Die Bilder der französischen Künstler – Degas, Monet, Toulouse-Lautrec – wurden zum Maßstab für Europa und die ganze Welt.

Hedwig arbeitete konzentriert. Ein Paar am Strand, Arm in Arm vor der aufgehenden Sonne. Ein rot und weiß gestreifter Schirm, nicht, um es vor Regen oder Sonnenstrahlen zu schützen, sondern vor Unheil. Eine Chiffre für eine zerbrechliche Liebe, womöglich für ihre Liebe zu Koch, die von allen in Frage gestellt wurde. Kaum wagte er, sich zu ihr zu bekennen; verbarg die Geliebte vor den Augen der Öffentlichkeit, vor den Ohren seiner Tochter. Die Tränen schossen Hedwig in die Augen, sie würde Koch das Bild widmen.

Hedwig zog noch ein paar kräftige Pinselstriche, nachdem sie die Tränen getrocknet hatte, aber da war ihre Aufmerksamkeit schon abhanden. Sie hatte bemerkt, dass man sie beobachtete. Ein Mann mit gewichstem und gewirbeltem Schnauzbart, dazu ein kecker Strohhut, hatte sich auf einer nahen Düne postiert, auf der Anhöhe, nur einen Steinwurf entfernt. Und er verunsicherte Hedwig, je länger er da stand und glotzte. Ob sie es wollte oder nicht, galt ihr Interesse nun

nicht mehr dem Bild. Der unverschämte Kerl hatte sich gut sichtbar aufgestellt! Er musste sich bewusst sein, dass sie ihn sehen, mehr noch, dass sie ihn schlechterdings nicht *übersehen* konnte.

Ohne Bewegungen des Kopfes, nur mit einem kleinen Schwenk ihrer Pupillen in die richtige Richtung, war sie in der Lage, den Mann genauer zu betrachten. Sie sah, dass er den Stock, auf den gelehnt er bis dahin gestanden hatte, mit einer energischen Bewegung aus dem Sand zog. Ihn sich unter den Arm klemmte, die Düne hinabschritt und auf sie zu! Der Sand spritzte bei jedem Schritt, und für einen Moment war seine Gestalt zwischen zwei Dünenkämmen verschwunden. Sie wünschte sich inniglich, dass es dabei blieb, aber nein, schon sah sie den Hut, im nächsten Moment würde er den letzten Kamm erklimmen, der sie noch trennte. Sie spürte, dass sie errötete. Zog den Hut vom Kreuz der Staffelei und setzte ihn sich fest auf den Kopf. Band den Fliegenschleier um ihr Kinn und verknotete die Enden. Dann tauchte sie den Pinsel ein und widmete sich der Staffelei. Schon drang sein Keuchen an ihr Ohr. Der Sand war tief, das Fortkommen kostete Kraft. Er kam den Hang hinab und blieb, ein Dutzend Schritte von ihr entfernt, stehen. Offenbar wartete er darauf, dass sie ihn wahrnahm, heranrief, begrüßte. Sie tat nichts dergleichen. Bearbeitete weiter die Leinwand, als bemerke sie ihn gar nicht. Doch anstatt sich abzuwenden und das Weite zu suchen, trat er näher. Hedwigs Herz schlug. Sie löste den Blick nicht von der Leinwand.

«Guten Tag, verehrtes Fräulein.» Er stand jetzt neben der Staffelei. Hedwig konnte sein Rasierwasser riechen, vom Wind herübergetragen. Es war süßlicher als das ihr so bekannte.

Hedwig murmelte einen flüchtigen Gruß. Zum Glück

wusste er nicht, wie es in ihr aussah! Still standen sie beisammen, so lange, bis die Spannung unerträglich war.

«Sie wünschen, der Herr?», fragte Hedwig schließlich und war damit die Unterlegene im Nervenkampf.

«Ich wollte nur sichergehen, dass ich nicht aus Versehen auf Ihr Bild geraten bin.» Sein Tonfall war ruhig und höflich. Hedwig zog eine Augenbraue hoch.

«Darf ich?», fragte er und hatte die Staffelei so umrundet, dass er das Gemälde nun von der Vorderseite betrachten konnte. Er stützte sein Kinn in die Hand.

«Sie müssen sich nicht sorgen», sagte Hedwig da, «nichts und niemand gerät zufällig auf ein Gemälde.»

Er warf ihr einen amüsierten Blick zu. Offenbar ein Mann, der den Reichtum des Geistes und die Schlagfertigkeit bei einer Dame zu schätzen wusste.

Hedwig bemerkte seine dunklen Augen. Ein angenehmer Kontrast zum Strohhut. Dann widmete er seine Aufmerksamkeit wieder dem Bild. Immer noch hatten sie einander nicht vorgestellt! Anstatt der Höflichkeit Genüge zu tun, war er ganz in ihr Gemälde versunken – und sie wagte nicht, ihn zu stören.

«Darf ich beschreiben, was ich sehe?»

«Es ist noch nicht fertig.»

«Heißt das: Nein?»

Hedwig legte den Pinsel über die Palette und klemmte ihn mit dem Daumen fest. Dann legte sie sie beiseite und verschränkte die Arme. «Haben Sie etwas dagegen, dass ich einen Apfel esse, während Sie mein Bild interpretieren?» Sie trat einen Schritt zurück. Mit generöser Geste stimmte der Unbekannte zu. Hedwig holte einen Apfel aus dem Tornister und biss hinein.

Währenddessen war der Mann noch tiefer in die Betrach-

tung gesunken und unterhielt sich eher mit sich selbst. «Es drückt eine Sehnsucht aus. Die Sehnsucht einer jungen Frau, Teil eines Paares zu sein. Aus eins zwei zu machen, sich zu verbinden in der Harmonie des Meeres, verschmolzen mit der Sonne.»

Das Gerede war ihr entschieden zu pathetisch.

«Strand und Meer sind die Symbole der Unendlichkeit», fuhr er fort, «aber auch des Ankommens.»

Hedwig kaute den Apfel. «Tatsächlich? Na, wenn Sie meinen. Ich male, was ich sehe.»

«Irrtum. Sie malen, was Sie sehen wollen.»

Hedwig wusste nicht, was diesen Mann berechtigte, über ihre Kunst zu urteilen. Ihr Tonfall wurde gereizt. «Ich male, was ich sehe.»

«Sind Sie verheiratet?», fragte er sie geradewegs ins Gesicht.

Hedwig musterte den jungen Mann amüsiert. «Holla, mein Herr, so keck?»

«Ich möchte den Inhalt des Bildes verstehen.»

«Ich bin verlobt.»

«So ein Zufall, das war ich auch, bis vorgestern.»

Hedwig machte einen verächtlichen Ton. Was wollte ihr der Herr signalisieren? «Ach. Und was sind Sie jetzt?»

«Verheiratet. Seit gestern», fügte er hinzu. Und Hedwig konnte das Erstaunen nicht verbergen.

Der Fremde rieb sein Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger und fuhr fort: «Ich würde sagen, dies Bild drückt die Sehnsucht nach Ihrem Verlobten aus. Paareinheit und Schutz derselben, verkörpert durch den Schirm.»

«Gut möglich.»

«Habe ich Sie in Berlin gesehen? Auf einer Bühne?»

Hedwig warf das Kerngehäuse des Apfels in hohem Bogen

in die Dünen. «Das glaube ich nicht. Ich war lange nicht in Berlin.»

«Aber Sie stammen von dort, hab ich recht? Ich hör's doch am Tonfall.»

Hedwig nahm die Palette wieder auf. Der junge Mann betrachtete sie von der Seite. «Es war», sagte er dann und suchte nach Worten, «eine etwas, wie soll ich sagen, anrühige Bühne.»

«Ich weiß nicht, was Sie meinen.»

«Ich möchte das Bild kaufen und meiner Braut schenken.»

«Es ist noch nicht fertig.» Und um keinen Zweifel zu lassen, fügte Hedwig hinzu: «In diesem Zustand ist es unverkäuflich.»

«Malen Sie nicht, um Bilder zu verkaufen?»

«Wollen Sie etwas Unfertiges haben?», entgegnete sie.

Der junge Mann lächelte hintersinnig: «Es ist wie in einer Ehe: Wenn man heiratet, ist man unfertig. Man muss sich überraschen lassen, was man bekommt. Und sich dann gemeinsam vollenden.»

Hedwig hatte den Kopf gesenkt. Dann hob sie ihn und sah ihm stolz in die Augen: «Ich würde jetzt gern weitermalen. Falls Sie nichts dagegen haben. Sonst wird es niemals fertig!»

«Die Idee», sagte der junge Mann und tippte sich an den Hut, «ist in vollem Umfang wiedergegeben. Und es ist eine wunderschöne Idee – einer wunderschönen Frau würdig.» Er reichte ihr eine Visitenkarte: Gustav Erlau – Galerist. Darunter, in großen Lettern: Berlin Mitte. Hedwig machte große Augen und wusste rein gar nichts mehr zu sagen.

Der nicht mehr ganz Fremde wandte sich um und entfernte sich. Hedwig atmete aus. Aber das Herz wollte einfach nicht aufhören zu klopfen.

Alle Sicherheitsvorkehrungen waren beachtet: Koch hatte sein mit Karbol getränktes Taschentuch über das Klapp Tischchen gebreitet. Von diesem wirksamen Desinfektionsmittel hatte er immer ein Fläschchen dabei. Mit der Pipette hatte er einen Tropfen aus der Nährlösung entnommen. Auch das Taschensmikroskop mit seinem ins Messing eingravierten Namen – ein Geschenk der Eltern – trug Koch stets bei sich. Auf einem gläsernen Objektträger lag der Tropfen aus der Lösung. Koch hatte ein Augenlid geschlossen. Das andere Auge kniff er zusammen und sah in die Linse.

«Mir ist nicht ganz wohl dabei, Dr. Koch. Wenn der Schaffner ...»

«Die Gefahr der Ansteckung ist nicht gegeben. Wir werden alles desinfizieren.»

«Ich weiß, aber ...».

Koch winkte ihn zur Ruhe, er musste sich konzentrieren.

«... ich halte den Versuch», fuhr Weisser fort, «nicht für gefährlich, sondern für vollkommen vergeblich. Nur unter einem guten Mikroskop ist der Bazillus überhaupt zu erkennen. Das schreiben Sie doch selbst, Dr. Koch ...»

Mit einer Geste forderte Koch ihn erneut auf zu schweigen. «Ich glaube ... es könnte ... ja doch ... Rumpf hat gute Arbeit geleistet ... kein Zweifel ... da ist das Komma, wir haben ihn!»

Es lag kein Triumph in Kochs Stimme. Wie auch, seine Entdeckung bedeutete tausendfachen Tod. In dem Moment sah Weisser den Schaffner auf dem Gang. Der Warnruf kam zu spät. Schon hatte er das Abteil erreicht.

«Was tun Sie da?» Der Mann überblickte die Situation, war aber weit davon entfernt, sie zu verstehen. «Dieser Geruch! Was ist das?»

Robert Koch richtete sich auf. Er stellte sich so vor den Schaffner, dass ihm der Blick auf den wissenschaftlichen Aufbau verborgen blieb. Es durfte sich ihm keinesfalls erschließen, worum es ging.

«Untersuchungen im Auftrag des Kaiserlichen Gesundheitsamtes, mein Herr. Nicht der Rede wert. Am besten, Sie vergessen gleich wieder, was Sie gesehen haben.»

«Wie könnte ich diesen Geruch vergessen! Am Ende haben Sie etwas mit dieser Seuche zu schaffen.»

Koch unterdrückte den Reflex, Weisser einen Blick zuzuwerfen.

Der Schaffner war nur noch eine Handbreit von der Erkenntnis entfernt. «Räumen Sie das alles wieder beiseite», sagte er dann mit plötzlicher Milde. «Wenn Sie das Abteil verlassen, möchte ich nichts mehr davon sehen.»

Koch willfuhr seinen Wünschen. Es war der einzig mögliche Ausweg. Der Schaffner durfte den Zug nicht in Panik versetzen!

Im Abgehen, durch Kochs Fügsamkeit sichtlich besänftigt, fügte der Reichsbahnbeamte noch hinzu: «Und öffnen Sie das Fenster!»

«Machen Sie sich keine Sorgen, es hat alles seine Richtigkeit. Ich bin kaiserlicher Geheim- und Medizinalrat.»

Koch langte nach dem Griff, nachdem der Schaffner das Abteil verlassen hatte, und schloss die Tür. Entkräftet ließ sich Weisser auf die Polster fallen. Koch beräumte das provisorische Labor, verstaute das Taschenmikroskop und desinfizierte Griffe und Polster. Seine überaus penible Sorgfalt beunruhigte ihn selbst. Und tatsächlich hatte er allen Grund dazu. Er senkte die Stimme und raunte Weisser zu: «Es besteht kein Zweifel mehr. Es ist die asiatische Form!»

Die Züge von Hamburg und Altona erreichten die preußische Hauptstadt auf dem Anhalter Bahnhof. Die Halle aus gelbem Klinker war niedrig, aber lichtdurchflutet. Die geschosshohen Bögen der Stirnseite, die die Oberlichter im gewölbten Dach rahmten, sorgten für die Helligkeit einer gotischen Kirche. Der Bahnhofsbau war ein Dreiklang aus Stahl, Klinker und Glas, wie es der Mode entsprach. Die Bahnhöfe waren die Kathedralen der neuen Zeit.

25

Die Rauchfahnen der Eisenbahnen zogen unters Dach und verschlangen sich unentwirrbar. Während Stabsarzt Weisser eine Mietdroschke für die Fahrt zum Kaiserlichen Gesundheitsamt rief – vor dem Seitenausgang zur Möckernstraße warteten sie zu Dutzenden auf Fahrgäste –, eilte Koch zum Telegraphenamt in der Eingangshalle des Bahnhofs. In der Hand nur die Reisetasche, formulierte er im Kopf bereits die Nachricht an Hedwig. Am Schalter bedrängte er die Telegraphistin mittels seines Namens und Titels, eine Nachricht aufzunehmen, die unverzüglich nach Sylt abgehen solle. Eine Warnung, eine Liebesbotschaft, eine mehr als dringliche Bitte: Keinen Kontakt aufzunehmen mit Reisenden aus Hamburg!

Der sonst so kluge und klare Mann war in panischer Sorge um seine Verlobte. Der Weg von Sylt nach Hamburg war kurz und immer beliebter. Und wenn die Seuche schon in Hamburg war ... Er hatte Erklärungen angefügt, Beteuerungen, Beschwörungen. Längst war die Zahl erlaubter Zeichen überschritten.

«Das sind zu viele Worte, Dr. Koch, sagen Sie es kürzer, bitte!», mahnte die Telegraphistin. Hinter der Milchglasscheibe erkannte Koch eine hoch getürmte Frisur.

Er zerknüllte das Formular, nahm einen neuen Zettel, formulierte um und strich zusammen. Dann reichte er der Telegraphistin die Zeilen.

«Das sind zwanzig Wörter, Herr Doktor!» Das Kopfschütteln war durch das trübe Glas nicht im mindesten gemildert.

Koch wusste um die Kosten, wusste um die Effizienz, auf die die preußischen Telegraphisten verpflichtet waren, damit das fragile Nachrichtennetz nicht an seine Grenzen geriet. Seit dem Beginn dieser Art der Verständigung war die Menge der verschickten Botschaften schier explodiert. Und die Telegraphistinnen waren angewiesen, keine Banalitäten anzunehmen.

Koch schob den zweiten Zettel beiseite, nahm noch einen und formulierte erneut. Verzichtete diesmal auf alle Erklärungen und Beteuerungen. Weisser stand bereits hinter ihm und mahnte zur Eile: Die Mietdroshke erwartete sie auf dem Vorplatz und die Kaiserliche Gesundheitsbehörde ohnehin längst.

Endlich kritzelte Dr. Koch drei Wörter auf den Zettel und reichte ihn der Dame unter dem Glas durch: «Nicht nach Hamburg!»

Sie schob die Nickelbrille höher auf die Nase. «Das ist alles?»

«Das ist alles», bestätigte Koch.

Mit spitzer Nase drehte sich die Telegraphistin um und reichte den Zettel dem *Opérateur*. Der beugte sich über das Morsegerät und setzte das Telegramm ab. Koch kramte derweil in der Westentasche nach Münzen.

Der Sylter Badestrand maß etwa dreitausend Schritte von Nord nach Süd. Für die Gäste, die selbstverständlich nicht nackt in die Fluten steigen durften, sondern die Alltagskleider gegen eine ebenso taugliche wie sittliche Badekluft tauschten, gab es Badekarren. Dies waren auf eine einachsige Plattform montierte Umkleidekabinen. Für die Männer standen sie auf dem nördlichen, für die Damen auf dem südlichen Strandabschnitt bereit. Hölzerne Tritte führten zu einem Verschlag hinauf, der

Privatheit gewährte. Um auch im Badekleid keine unsittliche Erscheinung abzugeben – die Wellen könnten womöglich die Säume so weit aufwerfen, dass Haut zu sehen wäre –, schoben Badeknechte die Wagen mitsamt ihren Passagieren so weit in die Fluten, dass beinahe die Hälfte des Karrens im Wasser stand. Dies ermöglichte dezentes Aussteigen.

Die Badezeiten waren von morgens, sechs Uhr, bis mittags, ein Uhr. So lange gab es Aufsicht und Karren. Nach jener Zeit waren die Badegäste auf sich gestellt. Es war halb ein Uhr, und Hedwig musste sich sputen.

27

Sie bestieg den Karren, nachdem sie mit dem Wagenknecht – zwangsläufig ein Mann, denn die Aufgabe erforderte Kraft – den Preis für das Hineinschieben ausgehandelt hatte. Er hatte kurze Hosen an, seine Waden waren salzverkrustet.

Ihr Badekleid trug Hedwig im Arm, eingeschlagen in ein Handtuch. So stieg sie die Stufen zum Verschlag hinauf und öffnete ihn. Holzduft, ein wenig modrig, schlug ihr entgegen. Die Feuchte setzte den Planken zu, eine lange Lebensdauer war den Badekarren gewiss nicht beschieden.

Das Innere war denkbar einfach: Eine Bank erleichterte das Umkleiden, schmale Schlitzte unter dem Dach sorgten für ein Dämmerlicht, das das Erkennen der Kleidungsstücke ermöglichte – nicht mehr.

Rasch hatte sie ihre Kleidung abgestreift. Sie trug ein Bustier mit verstärkenden Rippen, kein Korsett. Sobald sie im Badekleid war, gab sie das vereinbarte Klopfzeichen, und der Karren setzte sich in Bewegung. Sie hielt sich an den Wänden fest, indem sie beide Arme so weit wie möglich ausstreckte und rechts, links gegen die Latten stemmte. Auf diese Weise hatte sie einigermaßen sicheren Stand. Schon drang Wasser durch die Bodenplanken, zunächst durch die Lücken, dann flutete es um

ihre Füße und Knöchel, sodass Hedwig schon die Panik erfasste, der Knecht könne sie zu weit hinausfahren. Der Karren hielt, und der Mann gab das vereinbarte Klopfschlagzeichen, das es Hedwig erlaubte, den Verschlag zu verlassen.

Sie öffnete die Tür der fahrbaren Garderobe, sofort schlug ihr die salzige Brise in die Nase. Hedwig starrte auf die unendliche See. Die Wellen umspielten die Trittbretter zu ihren Füßen, einen Schritt noch nach unten, und auf der zweiten Schwelle schon stand sie im Wasser. Sie setzte den Fuß weiter hinunter und spürte den Sand unter ihren nackten Sohlen, zwischen ihren Zehen. Die Lust der Berührung ließ sie erschauern. Ihr Herz juchzte auf, als sie sich, langsam, aber ohne zu zögern, bis zum Bauch in die Fluten sinken ließ. Hedwig hatte – anders als Koch – schwimmen gelernt. Dennoch blieb sie in einem Bereich, wo sie Sand unter den Füßen behielt. Angehockt ließ sie sich vom flachen Wasser bald hierhin, bald dorthin tragen.

Schon nörgelte der Karrenknecht, wie lange sie denn noch herumplanschen wolle, für diese Art Sportübung lange doch die Badewanne! Außerdem gehe es schnurstracks auf ein Uhr zu. Dann werde er den Karren einfach im Wasser stehen lassen. Sehen durfte er sich nicht lassen, geschweige denn ihr zuschauen. Er musste zwischen den Holmen – so wollte es die Vorschrift der kaiserlichen Badeordnung – ausharren, bis die Dame wieder im Kasten war. Hedwig bat um einen letzten Aufschub, den der Mann knurrend gewährte.

In weitem Bogen schwamm sie noch einmal Richtung hohe See hinaus, nichts vor sich als die Rauchsäule eines hinter dem Wellenhorizont verborgenen Dampfschiffs – womöglich eines der Sylt-Tondern-Linie? – und das weite Wasser der Nordsee.

Als sie umkehrte und schon auf den Badekarren zuhielt, fielen ihr am Ufer, gar nicht weit entfernt, zwei Gestalten

ins Auge. Etwas an ihnen schreckte sie auf, sie wusste selbst nicht genau, was es war. Das Paar mochte gerade erst einem an Land zurückgekehrten Karren entstiegen sein, denn sie hielten tropfende Badekleidung in den Händen. Doch anstatt zum Ausgang zu eilen, steuerten sie, dicht an der Grenze vom Männer- zum Frauenbad, auf die Dünen zu. Und nun erkannte sie den Herrn im Strohhut: Es war zweifellos der aufdringliche Passant in den Dünen vom frühen Vormittag. Der Schnurrbart, das dunkle, pomadierte Haar, die breiten Schultern – just derselbe, der ihr Bild hatte kaufen wollen!

Mit einer Dame an seiner Seite strebte er den Dünen entgegen. Und obwohl die Sperrung des Geländes andauerte – es war immer noch vor ein Uhr –, betraten sie den Dünenstreifen und waren alsbald von hohen Grasbüscheln verschluckt. Was hatten sie dort wohl zu schaffen?, fragte sich Hedwig. Und beschloss, ihnen, sobald sie sich ihrer Kleider bemächtigt hatte und wohlbehalten an den Strand zurückgekehrt war, nachzustellen. Haargenau merkte sie sich die Stelle in den Dünen, wo die beiden verschwunden waren. Da setzte sich der Badekarren in Bewegung, ohne dass der Knecht sie gewarnt hätte, und Hedwig musste die letzten Schritte durchs Wasser hüpfen, um auf die Stiegen zu gelangen.

Auf dem Strand gab sie eine lächerliche Figur ab: Mit den Schnürstiefeln war der Marsch beschwerlich. Der Saum ihres leichten Sommerkleides schleifte über den Strand. Schon perlte Schweiß auf ihrer Stirn. Die Stelle, wo das Paar ins Dünengras getreten war, war nicht schwer zu finden. Aber dann verloren sich ihre Fußabdrücke zwischen den Büscheln und waren nur noch hier und da erkennbar. Bald zog Hedwig die Stiefel aus.

Die Zeit floss langsamer als der Schweiß. Schon wollte sie

aufgeben, das Paar zu suchen, da hörte sie ein unterdrücktes Kichern, nicht weit von ihr entfernt. Als sei sie von der Strandpolizei mit der Kontrolle dieses Abschnitts beauftragt, trat sie auf den Ort zu, von wo die verdächtigen Geräusche kamen. Noch bevor sie auf dem Dünenkamm angelangt war, hatte sie die beiden entdeckt.

30 Die Dame – sicherlich die Braut des Mannes, anders konnte es nicht sein – hatte sich ihres Überkleides entledigt und saß nur in Spitzenbustier und Unterröcken im Sand. Der Mann war bereits ohne Hemd, während die Frau sich anschickte, das Korsett aufzuhaken.

Mit einem versehentlichen «Ach» erklomm Hedwig den Kamm. Augenblicklich waren zwei Augenpaare auf sie gerichtet. Die Miene des Galeristen drückte Erkennen aus. «Die Malerin der Morgenstunde!», rief er erfreut. «Herzlich willkommen in den Wällen unserer Sandburg.»

Hedwig war zu verblüfft für eine Antwort.

«Kommen Sie doch zu uns! Gesellschaft ist immer gern gesehen.»

«Gerade eben hatte es noch nicht den Anschein.» Hedwig ärgerte sich über ihre Prüderie. Doch die Hand des Mannes auf der nackten Schulter seiner Gefährtin ließ sich schwerlich übersehen.

«Haben Sie etwas dagegen, wenn wir uns weiter entkleiden?», fragte der Mann und wartete ihre Antwort gar nicht erst ab. Die junge Dame stellte sich noch mit Namen vor, bevor sie das Korsett endgültig öffnete und ihre Brüste dem Sonnenlicht offenbarte.

Als Hedwigs Blick wieder zurück zum Mann wanderte – er hatte sich und seine Begleiterin nochmals vorgestellt: Gustav Erlau und Frieda, geborene Knesebeck –, hatte der sich seiner

Hosen entledigt und lag, in ganzer Schönheit der Sonne preisgegeben, im Sand. Die Augen hielt er geschlossen. Zufrieden murmelte er: «Kurz nach dem Mittag ist es hier am wärmsten.»

Hedwig, glühend wie ein Ofen, hatte immer noch das Kleid bis oben zugeknöpft.

«Kennen Sie die Thesen der Sonnenrefomer, mein Fräulein?», fragte Frieda da. «Sie lehnen alle Stoffe ab, die aus einer Fabrik stammen, und versehen sogar ihre Feldarbeit ohne Kleider.»

31

«Nein, nie gehört», stammelte Hedwig und kam sich furchtbar unwissend vor.

«Die Sonne auf der nackten Haut ist überaus gesund. Man sollte sich mehrmals wöchentlich dem Licht exponieren. Vor allem solche Stellen des Körpers, die sonst nie dem Licht ausgesetzt sind. Das steigert das Wohlbefinden», dozierte Frieda freimütig.

«Mein Name ist Hedwig Freiberg, Kunstmalerin aus Berlin.» Mit der Linken zog sie den Schleifenknoten unter ihrem Kinn auf. Und mit einer feierlichen Geste legte sie die Kopfbedeckung neben sich.

Wenig später saß Hedwig ebenso unbekleidet bei ihren Gefährten. Zufrieden ließ sie sich zurücksinken und grub die Fingerspitzen in den warmen Sand. Nach einer Weile des stummen Genießens fragte Hedwig: «Haben Sie keine Furcht, dass man uns so findet? Nackt in den Dünen?»

Frieda lächelte. «Sollen Sie uns doch verhaften! Die neuen Regeln der Körperhygiene messen dem regelmäßigen Luftaustausch rund um unsere Haut eine eminent wichtige Rolle zu.»

Plötzlich schlug der Mann die Augen auf. «Und Sie? Haben Sie Angst?»

«Ein bisschen», antwortete Hedwig.

«Man wird es uns verzeihen, wir haben gestern geheiratet.»

Hedwig setzte sich auf. «Herzlichen Glückwunsch, das freut mich sehr!» Das Paar dankte artig.

«Können Sie uns nicht malen, zur Feier des Tages?»

Hedwig errötete erneut. «Ich habe nichts bei mir: keine Staffelei, keine Farben ...»

«Wir können zu einem anderen Zeitpunkt Modell sitzen», schlug Gustav vor.

Frieda winkte ab. «Ohne mich. Ich sehe mich schon in einem Berliner Museum, nackt, wie der Herrgott mich erschuf. Sie müssen wissen», und damit wandte sich Frieda an Hedwig, «Gustav ist Galerist in Berlin.»

«Ich weiß. Wir sind uns schon begegnet.» Hedwig nickte und kicherte wie ein Backfisch. Aktmalerei hatte zu ihrer Ausbildung bei Professor Graef gehört, doch da waren die Modelle anonym. Und bei weitem nicht so schön wie dieser junge Galerist und seine Gattin. Immer wieder warf Hedwig verstohlene Seitenblicke auf ihre bronzenen Körper. Offenbar waren sie an diese Übung in den Dünen gewöhnt. Das erklärte ihre Kaltschnäuzigkeit.

«Ach, ich fürchte, die Zeit reicht ohnehin nicht mehr», seufzte Gustav. «Für ein Porträt sind doch mehrere Sitzungen erforderlich ...»

«Das ist richtig. Sie reisen doch nicht etwa ab?» Das Bedauern war unüberhörbar. Die Jungvermählten strahlten sich an. Dann nickten sie synchron.

«Wohin geht die Reise? Zurück nach Berlin?», fragte Hedwig.

Schweigend sahen sie sich an. Der Mann ließ seiner Braut den Vortritt: «New York», platzte Frieda stolz heraus. Hedwig blieb der Mund offen.

«Es ist unsere Hochzeitsreise», ergänzte Gustav.

Der Galerist ließ mit beiden Händen Sand auf seine Oberschenkel rieseln. Hedwig sah, wie sich die Haufen bis auf wenige Körnchen gleich wieder auflösten. Die Bräune seiner Haut ließ darauf schließen, dass dies nicht das erste sonnenreformerische Bad war. Auch die Braut hatte eine schöne Färbung, allerdings war ihre Haut heller und von der Sonne gerötet. Im Gesicht hatte sie Sommersprossen. Hedwig hätte sie malen mögen.

«Morgen brechen wir nach Hamburg auf. Dort schiffen wir uns auf die *MS Normannia* ein. Dann geht es direkt über den Großen Teich.»

«Ich beneide Sie aufrichtig! Ich reise für mein Leben gern.»

«Sechs Tage von Hamburg nach New York, kaum zu glauben, dass das heutzutage möglich ist», bestätigte Frieda.

«Was war Ihr weitestes Ziel?», fragte Gustav.

Hedwig blickte zu Boden und schob Sand mit ihren Fußsohlen zusammen. «Wenningstedt.»

«Sylt?»

Hedwig nickte. Der Galerist lachte.

«So sind Sie noch reiseunerfahren.»

«Ich schon. Aber mein zukünftiger Mann war schon in Afrika und Russland!»

«Alle Achtung», spottete Gustav.

«Wie alt sind Sie?», fragte Frieda.

«Siebzehn.» Hedwig errötete erneut. «Beinahe achtzehn.»

«Ein zartes Alter, da muss man die Welt nicht gesehen haben. Wann werden Sie heiraten?»

«Ich weiß nicht. Verlobt sind wir, aber mein Ehemann ist ...» Hedwig schwieg einen Moment, das jungvermählte

Paar hing an ihren Lippen. «... noch verheiratet», sagte sie schließlich.

Frieda und Gustav sahen sich an. «Verheiratet?»

«Ja. Aber die Scheidung ist eingereicht. Es ist nur noch eine Frage von Monaten. Dann heirate ich Robert, und wir reisen nach Ägypten. Oder Indien, oder wohin immer es ihn verschlägt. Vielleicht New York.»

«Robert?», fragte Frieda. «Ein ungewöhnlicher Name.»

Hedwig biss sich auf die Lippen. Koch hatte stets größten Wert darauf gelegt, dass ihre gemeinsamen Reisen geheim blieben. Sie war erleichtert, dass keiner der beiden nach seinem vollen Namen fragte.

«Na, da wünschen wir Ihnen Glück!», sagte Gustav, ließ sich in den Sand fallen und schloss die Augen.

Mit stolzem Blick schaute der junge Kaiser Wilhelm II. in Öl von der Wand des Sitzungssaales des Kaiserlichen Gesundheitsamtes. Die Mienen der Akteure wurden umso verschlossener, je länger Stabsarzt Weisser Bericht erstattete. Koch stand neben ihm und nickte, um das Gesagte zu bestätigen. Die Situation im preußischen Altona kannte der Stabsarzt gut, die in Hamburg nur dem Hörensagen nach. Die Hamburger Senatoren und deren Gesundheitsbehörde gäben sich bedeckt, so Weisser. Kaum eine sichere Nachricht, allenfalls Gerüchte gelangten aus der Stadt heraus. Alles, was nach Berlin gemeldet werde, seien einzelne Fälle der *Cholera Nostra* – bei weitem keine Epidemie, und dazu noch die «unsrige», die *Cholerina*, die harmlose Form, doch es bestehe der Verdacht, dass die Hamburger Behörde die Angelegenheit wie so oft herunterspielen wolle.

Nachdem Weisser geendet hatte, ergriff Koch das Wort: «Meine sehr verehrten Herren» – Damen waren keine im

Saal –, «die Proben, die Stabsarzt Weisser ermöglicht und unter Gefährdung seiner Gesundheit mitgebracht hat, enthalten ganz eindeutig den gefährlichen *Komma-Bazillus*, und zwar in contagiösen Mengen. Der Nachweis ist sicher und bedeutet, dass es die weit gefährlichere Form der Cholera ist, die Hamburg heimsucht, ohne dass die dortigen Behörden die Gefahr zur Kenntnis nehmen wollen!»

35

«Sie sind doch eben erst in Berlin eingetroffen», wandte einer der Räte ein.

Weisser und Koch verständigten sich kurz, und der Geheim- und Medizinalrat antwortete in beider Namen: «Wir konnten bereits auf der Fahrt hierher einen Blick auf die Proben werfen ...»

«Im Zug?»

«Unter den Umständen war keine Zeit zu verlieren ...», sagte Weisser, und Koch ergänzte: «Eine Gefährdung der Mitreisenden war zu keiner Zeit gegeben.»

Unfreundliches Raunen unter den anwesenden Räten. Während die angespannte Situation im Saal von einem undurchdringlichen Stimmengewirr abgelöst wurde, öffnete sich eine der Türen. Ein weißhaariger Herr mit Walrossschnurrbart und Galauniform trat zackig ein. Die versammelten Honoratioren erhoben sich, sobald sie seiner ansichtig wurden: Es handelte sich um Reichskanzler Leo von Caprivi, den Nachfolger Bismarcks im Amt. Die Ratsangehörigen mit militärischem Dienstgrad – so auch Weisser – salutierten.

Caprivi nickte in die Runde, steuerte auf einen freien Sitz in der zweiten Reihe zu und ermunterte die Herren, bevor er sich niederließ: «Lassen Sie sich nicht stören.» Mit einer lässigen Geste der Hand unterstrich er die Forderung fortzufahren.

Koch ergriff die Chance, um die Diskussion in eine andere

Richtung zu lenken. «Wir kennen dieses Verhalten des Hamburger Senats aus vorherigen Epidemien, 1831 und 1832, da wollte die Seuche einfach nicht weichen, und auch 1848 ganz überraschend mit tausend Toten; zuletzt im Jahr 1872. Es war immer das nämliche Vorgehen: Der Hafen musste um jeden Preis geöffnet bleiben. Alle Maßnahmen, die das weitere Vordringen der asiatischen Cholera eindämmen sollten, fürchteten die Honoratioren wie der Teufel das Weihwasser. Denn was zuvörderst leiden würde, wäre der freie Warenverkehr. Zu sehr verquickt sind Wirtschaft und Politik in einer Stadt, in der der Erste Bürgermeister aus einer Reederfamilie stammt.»

«Und ein großer Teil des Senats aus Kaufleuten besteht», ergänzte einer, der es wissen musste.

Weisser ergriff das Wort: «Ich hielt mich letzte Woche in Altona auf. Dort gibt es bislang nur wenige Fälle. Noch! Doch man munkelte bereits von Dutzenden Toten im Hamburger Stadtgebiet. Der Bazillus wird vermutlich durch die Auswanderer in die Stadt getragen. Er verbreitet sich vom Hafen aus, wo viele von ihnen untergebracht sind. Mittlerweile werden es Hunderte Infizierte sein!»

«Natürlich ist der Hafen das Erste, was geschlossen werden muss», sagte Koch. «Und die Baracken der Auswanderer müssen in Augenschein genommen werden.»

«Dazu müssten Sie den Hamburger Bürgermeister fesseln und unter Hausarrest stellen», mischte sich der Reichskanzler ein.

«Und den Präses des Medizinal-Kollegiums, Senator Hachmann, noch dazu!»

«Ein jähzorniger Mann, wie man hört», nickte Caprivi.

«Und unglaublich stur», ergänzte Weisser.

«Wenn es der Reichshygiene dient, werden wir den ganzen

Senat einsperren», entfuhr es Koch. Der Saal lachte. Nur Caprivi war ernst geblieben. «Was benötigen Sie? Ein Bataillon?», fragte der Reichskanzler, und Koch war durchaus im Ungewissen, ob das Angebot ernst gemeint war.

Der Gesundheitsminister des preußischen Kabinetts ergriff das Wort: «Hamburg gefährdet nicht nur sich selbst und das Reich. Die Schiffe tragen die Seuche in die Welt! Mit welchem Recht?»

37

«Die Hansestadt schützt ihre Interessen», sagte Weisser. «Das ist unschön, aber legitim.»

«Die Hansestadt missbraucht ihre Autonomierechte innerhalb des Reichsverbunds!»

Reichskanzler Caprivi erhob sich von seinem Platz. Sofort verstummten alle Redner. «So kompliziert, wie die Dinge dort liegen, müssen wir unseren besten Mann abordnen. Eine Autorität, medizinisch wie menschlich, dessen Wort niemand in Zweifel zieht.»

Alle Augen suchten Koch.

«Exzellenz?», adressierte ihn der Reichskanzler unmittelbar.

Koch senkte den Kopf und seufzte. «Aber ich benötige Stabsarzt Weisser an meiner Seite. Der kennt sich in der augenblicklichen Situation besser aus als ich. Und alle Vollmachten des Reichskanzlers.» Koch sah Caprivi direkt an.

«Was immer Sie benötigen, Dr. Koch», bestätigte der. «Sie haben mein volles Vertrauen.»

Koch und Weisser warfen sich Blicke zu. «Wir müssen einen schlupfdichten *Cordon Sanitaire* rund um das Hamburger Stadtgebiet legen», sagte Koch. «Niemand darf hinein noch hinaus, ohne sich bei den Behörden zu melden. Ähnlich, wie wir es bereits sehr erfolgreich an der Grenze zu Russland praktizieren.»

«Altona ist das Problem», ergänzte Weisser, «dort stößt preußisches Hoheitsgebiet unmittelbar an Hamburger Stadtgebiet. Man teilt sich die Grenzstraßen.»

«Die Kontrollen müssen dort verschärft werden», sagte Caprivi.

38 Der Direktor der Kaiserlichen Gesundheitsbehörde nickte zustimmend. Dann sagte Koch: «Was soll's, es ist nicht meine erste Choleraepidemie. Schlimmer als in Kalkutta kann es in Hamburg doch nicht werden.»

Hedwig stand vor dem Spiegel und steckte sich die Haare hoch. Sie hatte, was selten vorkam, Rouge auf die Wangen gepudert. Als sie sich einer letzten kritischen Prüfung unterzog, klopfte es. Sie rief herein, und die Wirtin trug auf einem silbernen Teller – die Angewohnheit der allervornehmsten Häuser nachahmend – ein Telegramm herein.

Hedwig nahm es entgegen, riss den Umschlag auf und las die Botschaft:

--- Nicht --- nach --- Hamburg ---

«Von Ihrem Verlobten?» Die Wirtin lugte schon spitzäugig, als ob sie etwas auf dem Zettel erhaschen wollte. Hedwig drückte die Nachricht an ihren Busen. «Das geht Sie einen feuchten Kehricht an.»

Die Wirtin stieß Luft durch die Nase aus und machte auf dem Absatz kehrt. Im Herausgehen verkündete sie noch: «Ach, übrigens, Ihre Mietdroschke wartet vor der Tür.»

Hedwig warf sich eine Stola um und rauschte an der Frau vorbei. «Wenn da mal nicht ein junger Mann wartet!», giftete sie, als Hedwig vorüberlief.

Hedwig errötete, nicht weil sie sich irgendetwas vorzuwerfen hätte, sondern weil sie sich für die Unterstellungen der Wirtin schämte.

Wenig später saßen sie im Fischlokal «Zur Scholle» auf der Westerländer Naschmeile. Ein Gasthaus reihte sich ans andere – und alle waren sie für wohlhabende Kundschaft und schmackhafte Fischgerichte berühmt. Gustav hatte Cham- 39
pagner geordert, und Frieda schien schon angeheitert. Legte manchmal wie beiläufig die Hand auf seinen Oberschenkel. Wenn sie sich unbeobachtet wähnte, zwickte sie sogar hinein. Es sollte der Welt verborgen bleiben, doch Hedwigs Augen waren gute Beobachter ...

Die Lebens- und Wesensart dieses Paares gefiel Hedwig. Für einen kurzen Moment wünschte sie sich, Koch wäre nicht ganz so ernsthaft und ein bisschen verruchter, so wie diese Jungvermählten. Schon die Aussicht auf Heirat schien ihm zu viel Rummel zu bedeuten.

Hedwig fragte die beiden auf das Genaueste über die Schiffsverbindung nach New York aus – es ging via Hamburg!

Dann, als sie die Vorfreude spürte, fühlte sie sich jedoch verpflichtet, die Nachricht aus Berlin zu verbreiten: In Hamburg sei die Cholera ausgebrochen und daher die Durchreise verboten. Die Stadt vermutlich unter Quarantäne, der Hafen stillgelegt.

Frieda und Gustav sahen sich an. «Die Gerüchte haben wir auch gehört, aber ...»

«Es sind keine Gerüchte. Mein Mann ist Experte auf diesem Gebiet. Wenn er es bestätigt ...»

Gustav runzelte die Stirn. «Dein Verlobter heißt mit Vornamen Robert und kennt sich mit Seuchen aus? Ist er Arzt?»

«Wenn ihr euch auf große Überfahrt begeben, nehmt ihr mich mit?», wick Hedwig aus.

«Holla», sagte Gustav amüsiert, «erst warnst du uns zu fahren, dann willst du uns begleiten?»

Hedwig senkte den Kopf und ließ den Fisch erkalten. «Ich will meinen Liebsten nicht allein lassen. Ich muss zu ihm.»

40

Frieda zuckte mit den Schultern, Gustav ergriff das Wort: «Unsere Billette sind gültig, aber ich glaube nicht, dass weitere Passagen zu haben sind.»

«Bitte», flehte Hedwig, «ich werde euch ewig dankbar sein!»

Die beiden sahen sich an: «Wir schauen, was sich machen lässt.»

«Aber», Frieda legte ihre Hand auf Hedwigs. Ihr Ton war plötzlich kühl, «wir werden unsere Hochzeitsreise nicht unbeachtet gefährden, das wirst du doch verstehen, mein Spatz?» Es war das erste Mal, dass Frieda ein Kosewort für Hedwig benutzte. Hätte Gustav so mit ihr geredet, sie wäre sofort aufgestanden. Aber Frieda ...

«Das Risiko gehe ich gern ein», meinte Hedwig, durch den Champagner mutig geworden. Sie trank ein weiteres Glas und vergaß mit jedem Schluck mehr, dass sie einer Anweisung ihres Verlobten zuwiderhandelte. Und Koch, das wusste Hedwig nur zu gut, mochte es gar nicht, wenn man seine Wünsche ignorierte.

Am frühen Vormittag des 23. August fuhren Dr. Robert Koch und Stabsarzt Dr. Weisser im Prunkwagen des Kaisers von Berlin her kommend erneut in Hamburg ein. Die Bahnhofshalle war voller Menschen. Als sie auf den Bahnsteig traten, rollte ein weiterer Zug auf das Nachbargleis. Er war vollkommen leer und sollte in Richtung Lübeck aufbrechen. Sobald die Räder

stillstanden, wurden die Waggonen bestürmt, als sei dies die letzte Verbindung ins Reich. Kaum warteten die Passagiere das Verklängen der Bremsen ab.

Koch und Weisser – mit leichtem Gepäck – schlugen sich durch die Menschenmenge bis zur Halle. Koffer und Reise-truhen standen herum, die Gepäckträger mit ihren Karren gelangten schwerlich zu den Zügen. Überall hochrote Gesichter. Die Männer – nicht zimperlich, denn die meisten von ihnen waren Tagelöhner und hatten Mäuler zu stopfen – schrien und pufften Passanten beiseite, um ihr Gepäck wie gewünscht und rechtzeitig abliefern zu können. Die Reisenden drängten so zahlreich auf die Bahnsteige, dass einige ins Gleisbett zu stürzen drohten. Manche hatten sich Tücher oder Schals vor das Gesicht gebunden, aus Angst vor Ansteckung. Ein sicherer Beweis dafür, dass es auch in Hamburg noch Anhänger der Pettenkofer'schen Miasmenlehre gab: Man glaubte, der Bazillus vermehre sich in schlechter Luft. Dabei hatte Koch doch längst mit diesem Generalirrtum aufgeräumt. Die Erfahrungen in Kalkutta und Kairo hatten ihn gelehrt, dass sich der Komma-Bazillus vor allem über die Abwässer einer Stadt verbreitete. Weshalb die Entwässerung – neben den allgemeinen hygienischen Bedingungen – der entscheidende Faktor für dessen Bekämpfung war. Dennoch war Pettenkofer's Errungenschaft, in allen modernen Krankenhäusern durch Ventilatoren für eine angemessene Erneuerung abgestandener Luft zu sorgen, das Verdienst nicht abzusprechen.

Als die Doktoren auf den Bahnsteig traten, war nirgends auch nur eine Persönlichkeit der Stadt zum Empfang der kaiserlichen Abgesandten zu sehen. Oder aber das Komitee war im Gewirr derjenigen stecken geblieben, die aus Hamburg flohen.

«Haben die Stadtvorderen das Telegramm des Kaiserlichen Gesundheitsamtes nicht erhalten?», fragte Weisser überrascht.

«Oder sie haben es erhalten und mit Bedacht ignoriert», mutmaßte Koch. «Mit einem Jubelempfang habe ich nicht gerechnet. Aber doch zumindest mit einem Senatsdiener, der uns ins Rathaus bringt ...»

42 «Vielleicht haben sich die Herren Senatoren und Bürgermeister auch in Sicherheit gebracht, und die Stadt ist bereits vollkommen führungslos?»

Koch wollte diesen entsetzlichen Gedanken nicht zulassen. Diese Art Ehrlosigkeit traute er den hohen Herren einfach nicht zu. Viele von ihnen hatten – wie er selbst – in den *Deutschen Kriegen* gedient.

Ein Zeitungsjunge rempelte ihn an, während er die Schlagzeilen des Abends ausrief. Darunter, als Aufmacher der ersten Seite, die Vermutung, dass es sich um einen Ausbruch der asiatischen Cholera handele. Koch reichte dem Jungen zwei Groschen und griff nach der Zeitung. Rasch blätterte er zu dem Artikel, der ihn am meisten interessierte.

«Dr. Rumpf, der Direktor des Neuen Allgemeinen Krankenhauses, sagt mit deutlichen Worten, dass es die indische Cholera ist. Endlich jemand, der die Wahrheit in aller Klarheit ausspricht!»

Weisser deutete auf die Menschenmassen im Bahnhofsgelände. «Dann ist die Panik zu verstehen.»

Koch erblickte einen Jungen mit Schiebermütze, der an eine Säule gelehnt stand und – anders als alle anderen Passanten – in großer Gelassenheit die Menge betrachtete. Er schob ein Schwedenholz von Mundwinkel zu Mundwinkel und war gewiss nicht älter als dreizehn oder vierzehn Jahre. Koch trat

auf ihn zu. «Junger Mann, wissen Sie, wo der Bürgermeister dieser ehrbaren Stadt residiert?»

Der Junge nickte.

«Können Sie uns hinbringen?», fragte Weisser.

«Wenn ihr aufhört, mich so höflich anzuquatschen. Mein Name ist Ole.» Er schob das Schwedenholz auf die andere Seite.

«Wunderbar», rief Koch aus und klatschte zufrieden in die Hände. «Der Junge ist besser als jeder Senatsdiener.»

«Was ist mein Lohn?», fragte Ole auf Platt.

«Dass du diese Epidemie überlebst», sagte Koch. Das war im Scherz gesprochen, und doch zeigte es Wirkung.

Der Junge stieß sich von der Säule ab. «Folgen Sie mir gefälligst, die Herrschaften!»

43

Jakob Löwenberg benötigte keine Gepäckträger. Der Lehrer einer Dorfschule aus dem Hannöverschen hatte all sein Hab und Gut in einer Stofftasche mit Messingschließe verstaут. Nach dem Tod seiner Mutter und deren Begräbnis auf dem kleinen jüdischen Friedhof war in seinem Heimatdorf kein Platz mehr für ihn. Er wollte schon immer in die Großstadt, und Großstadt hatte nur einen Namen: Hamburg.

Sicher, so dachte sich Jakob, brauchte man Lehrer an einem Ort, an dem es von Kindern nur so wimmelte. Allein im Bahnhof liefen Hunderte herum. Manche gehörten zu den Familien mit den gehäuften Gepäckwagen, die offenbar das Weite suchten. Andere boten ihre Dienste an, sei es als Kofferträger, sei es als Reiseführer. Die schiere Zahl der Menschen überwältigte Löwenberg.

«Wohin wollen all diese Leute?», fragte Jakob den Nächsten. Es war ein Herr in Zylinder, mit gezwirbeltem Bart und einer Zeitung unterm Arm.

«Sie fliehen», sagte er in einem Tonfall, als ginge ihn das alles nichts an.

«Aber warum denn?», fragte Jakob.

Der Mann im Zylinder zuckte mit den Schultern. «Weil sie Gerüchten Glauben schenken.»

«Und wie lauten die Gerüchte?»

44

Jakob betrachtete das Gedränge auf dem Bahnsteig. Ihr gesamtes Hab und Gut schienen die Menschen mit auf die Reise zu nehmen. Jakob sah sogar einen Papageienkäfig ganz oben auf einem der Kofferstapel. Das Federvieh flatterte bei jedem Manöver des Gepäckwagens, um das Gleichgewicht zu halten. Und der Gepäckjunge machte sich einen Spaß daraus, ihn zum Flattern zu bringen, indem er den Wagen hart in die Kurven stieß.

«Ach was, kaum der Rede wert», sagte der Mann im Zylinder. «Ein wenig Durchfall, etwas Erbrechen. Nicht schlimmer als die Grippe. Mag sein, dass der eine oder andere gestorben ist, aber gestorben wird doch jeden Tag auf dieser Welt – sogar in Hamburg.» Dann schritt er von dannen.

Jakob ergriff die Lederschlaufen seiner Stofftasche – mit Blumenmuster, er hatte sie einfach aus dem Nachlass der Mutter übernommen. Gleich welches Gerücht: Sein Entschluss stand fest! Er trat auf den Vorplatz. In Bahnhofsnähe, so hatte er sich erkundigt, waren günstige Zimmer zu haben. Für die ersten Tage, dann würde er sich nach einer Wohnung umschauen.

Die lichtdurchflutete Glasfront war gewaltig und eindrucksvoll. Die Fenster schickten Strahlen über die Hüte und Häupter der Menschen hinweg, als wären sie die bogenförmige Sonne selbst.

Als Jakob vor die Tür trat, übertraf das Gewimmel auf dem Vorplatz noch dasjenige im Inneren des Bahnhofs. Sogar

Automobile – Jakob hatte noch nicht viele in seinem Leben gesehen – standen Kühler an Kofferraum. Gepäckwagen von Heuwagengröße entluden ihre Last. Zahllose Burschen und Träger halfen, die Taschen und Schrankkoffer zu verladen. An Händen mangelte es nicht in dieser Stadt. Freilich, nach jedem noch so geringen Dienst wurden sie aufgehalten, und eine Münze wechselte den Besitzer. Jakob ließ seine Hand zur Probe in die Tasche fahren. Viele Münzen waren nicht darin, das Begräbnis hatte den Nachlass beinahe aufgezehrt.

Eine stete Brise hatte Jakob in Hamburg erwartet, so dicht am Meer, doch die Luft stand und mit ihr die Hitze. Da kam ein Mann mit irrem Gesichtsausdruck auf ihn zu. Immer wieder schrie er auf, doch Jakob konnte ihn nicht verstehen. Erst als er fast heran war, hörte er es: «Es ist die Pest! Die Pest ist nach Hamburg zurückgekehrt! Flieht, Leute, flieht!»

Eine wohlhabende Familie entlud auf dem Bahnhofsvorplatz eine Mietdroschke. Drei Gepäckkarren waren schon beladen, und noch immer schienen – wie aus einem Füllhorn – weitere Koffer und Taschen aus dem Gefährt zu purzeln. Diese Menschen strömten Weisser und Koch entgegen, während die beiden Ärzte zum Ausgang eilten.

Ole sprang auf den Bock und nahm neben dem Kutscher Platz. Mit der Hand bedeutete der Junge ihnen, im Inneren Platz zu nehmen. Unweit luden Männer mittleren Alters Gepäck von Leiterwagen. Sie unterhielten sich in einer slawischen Sprache. Koch fragte Weisser, ob dies die besagten Auswanderer aus Osteuropa seien. Der Stabsarzt zuckte mit den Schultern. Er wusste es nicht.

Als sie dem Bahnhof den Rücken gekehrt hatten, wurde es seltsam still. Bei allem Gerenne schienen die Geräusche auf

seltsame Weise gedämpft, als getraue sich niemand, die Stimme zu erheben. Beinahe machte die Stadt einen ausgestorbenen Eindruck, doch bei der Masse der Bewohner musste das täuschen. Womöglich lag es auch an der Auguthitze, die wie ein Deckel über allem lag. Sie nahm die Luft zum Atmen.

Als der Wagen das erste Mal zum Halten kam, öffnete sich die Tür. Behände kletterte Ole in den Kutschschlag. Selbstbewusst nahm er Koch und Weisser gegenüber auf den Polstern Platz. Seine Hosen waren an den Oberschenkeln fadenscheinig, die Knie hatten Löcher.

«Die Leute auf den Leiterwagen, woher kamen die?», fragte Koch.

Der Junge erinnerte sich. «Die ohne Familien? Auf dem Vorplatz?»

Koch nickte.

Ole nahm nun das Holz aus dem Mund. «Polnische Wanderarbeiter, sie helfen bei der Kartoffelernte. Die kommen jedes Jahr hierher. Doch seitdem es heißt, dass die Pest grassiert, verlassen auch sie Hamburg ...»

«Es ist nicht die Pest, es ist die Cholera.»

«Egal, wie ihr es nennt, die Menschen sterben daran.»

Der Kutschkasten schwankte zur Seite, Koch sah aus dem Fenster und entdeckte den Grund: Der Kutscher war einer Pferdestraßenbahn ausgewichen. «Die Pferdebahnen verkehren noch?», fragte er entgeistert. «Dicht an dicht aneinandergepferchte Menschen?»

Der Junge nickte. «Natürlich. Solange man sich ein Tuch vor den Mund bindet, besteht keine Gefahr. Außerdem werden jeden Abend Pestfeuer entzündet.»

Weisser griff sich an die Stirn. «Die Börse arbeitet sicherlich auch noch.»

«Natürlich», bestätigte Ole. «Allerdings ...», er machte eine Kunstpause, «alle Parteiversammlungen der Sozialisten sind abgesagt.»

Weisser und Koch sahen sich an. «Die Revolution fällt also aus», bemerkte der Stabsarzt ironisch.

Ole nickte. «Wegen Seuche vertagt.» Genüsslich streckte er seine Füße auf dem Polster aus. Sie waren nackt. Und man konnte sie nicht anders als schwarz nennen.

47

Dann rollte sich der Junge wie ein Kater zusammen und schlief sofort ein.

Beim ersten Wirt, nicht weit vom Bahnhof – man konnte die Dampflokotiven schnaufen hören –, wurde der Dorfschullehrer Jakob Löwenberg fündig.

«Ein Zimmer?» Der vierschrötige Mann lachte. «Meinetwegen können Sie ein Stockwerk mieten! Derzeit wird vieles frei.»

«Weil die Menschen die Stadt verlassen?», fragte Löwenberg, indem er naiv tat.

«Und weil sie sterben wie die Fliegen, wenn sie hier bleiben.»

«Und warum fliehen Sie selbst nicht, der Herr?»

Der Wirt lachte wieder. «Wo ich ein Geschäft machen kann, bleibe ich.»

«Welches Geschäft kann man denn machen in dieser Zeit?»

Er winkte Löwenberg heran, senkte die Stimme, und Jakob näherte sich seinen Lippen. «Ich vermiete die Zimmer an Mädchen, die es für sich und ihren Schatz brauchen.»

Jakob nahm erschrocken Abstand und sah ihn an. «Ich verstehe nicht ...»

Der Wirt schien belustigt und schlug Jakob mit seiner mächtigen Pranke auf die Schulter. «Junge, woher kommst du? Vom Dorf?»

Jakob bestätigte. Der Wirt zog ihn am Halstuch wieder heran. Jakob roch an seinen Atem, dass er trotz der Vormittagsstunde Alkohol getrunken haben musste.

«Du wirst es schon verstehen, wenn du Tür an Tür mit ihnen wohnst.»

«So erklären Sie es mir doch!»

48 Der Wirt musterte ihn. Dann schüttelte er amüsiert den Kopf. «Du musst es schon selbst herausfinden. Nur so viel: Wenn sie schreien und vielleicht sogar um Hilfe rufen, mag es auch klingen wie in höchster Not: Lass sie einfach! Sie wollen nicht gestört werden.»

Jakob nickte und wollte nicht weiter in ihn dringen, er würde es schon erfahren. Und hatte man ihn nicht vor den Abgründen der Großstadt gewarnt?

«Was kostet denn das Zimmer?», fragte er mit Unschuldsmiene.

Der Wirt nannte ihm einen Preis, für den er daheim wohl ein Haus hätte mieten können. Jakob willigte dennoch ein, denn der Wirt hatte ihn neugierig gemacht, und er wusste, in einer Stadt wie dieser gab es für Lehrer gut bezahlte Arbeit.

Was er noch nicht wusste: dass alle Schulen geschlossen und die Kinder in die *Pestferien* geschickt waren. Er zahlte den Monat im Voraus und machte dem Rest des mütterlichen Nachlasses den Garaus.

Wenig später, die Sonne hatte den Zenit überschritten, und dieser lange 23. August 1892 war in seine zweite Hälfte getreten, fuhren Stabsarzt Weissner und Seine Exzellenz Professor Doktor Koch vor dem Rathaus vor. Die Pferde Rücken dampften. Die Hitze setzte den Gäulen ebenso zu wie ihren Passagieren. Die Männer ließen die Taschen im Wagen und baten den Kutscher

zu warten. Ole war aufgewacht und aufgefordert, die Ärzte zu begleiten.

Das neue Rathaus, auf der Rückseite der Börse gelegen, befand sich noch im Bau. Ein bereits fertig gestellter Flügel war in Benutzung, während der zur Kleinen Alster hin gelegene Flügel noch unter Kränen stand. Die Baustelle allerdings war zum Erliegen gekommen, kein Arbeiter weit und breit.

49

Als Koch und Weisser zum Eingang hinaufschritten, verharrte Ole unten. Er senkte den Kopf, und sein Blick fiel zwangsläufig auf seine Füße. «Ich kann dort nicht hinein.»

Koch kam ihm ein paar Stufen entgegen, ergriff ihn am Unterarm und zog ihn mit hinauf.

«Sei unbesorgt. Wir sind ebenso wenig willkommen.»

Als sie das Vestibül betraten, eilte ihnen ein Senatsdiener entgegen. «Dr. Koch?»

Der Angerufene sah dem Lakaien erstaunt in die Augen.

Der Senatsdiener machte eine Verbeugung. «Herzlich willkommen, Dr. Koch. Wir erwarten Sie schon.»

«Davon habe ich bislang, mit Verlaub, nicht viel gemerkt.»

Der Diener überhörte die Ironie geflissentlich. «Darf ich Sie zum Zweiten Bürgermeister Versmann bringen?»

«Verzeihen Sie, aber ich möchte mit dem Ersten Bürgermeister Mönckeberg sprechen.»

Der Senatsdiener ließ sich nicht beirren. «Ich bin beauftragt, Sie zu Bürgermeister Versmann zu bringen. Er versieht das Amt Bürgermeister Mönckebergs, der seine Geschäfte derzeit nicht wahrnehmen kann. Senator Versmann erwartet Sie in seinem Zimmer.» Der Diener warf einen Seitenblick auf Ole und Stabsarzt Weisser. Er räusperte sich. «Er rechnet mit Ihnen allein, Dr. Koch.»

Koch blieb hart. «Stabsarzt Weisser ist mir vom Kanzler des

Deutschen Reiches zur Seite gestellt. Und mein Freund hier», er legte die Hand auf Oles Schulter, «ist der einzige Bewohner dieser Stadt, der mich willkommen geheißen hat. Er hat jedes Recht der Welt, mich zu begleiten.»

Der Senatsdiener sah auf Oles Füße und rümpfte die Nase. «Wie Sie meinen, Exzellenz.»

50 Über Freitreppen und Vestibüle führte der Diener sie ins Obergeschoss. Die Gänge waren mit Skulpturen geschmückt, ihre Gewölbe mit Rippen versehen: der Kreuzgang eines Klosters der Bürokratie.

Endlich hielt der Senatsdiener vor einer Tür an. Erneut bat er Koch, seine Begleiter zurückzulassen. Der Senator sei ein Mann, der auf gute Sitten achte. Er möge ihn nicht gleich bei der ersten Begegnung vor den Kopf stoßen!

Koch seufzte. Dann bat er sein kleines Gefolge, vor dem Amtszimmer zu warten. Es spreche sich leichter unter vier Augen ... Wortlos fügten sich Stabsarzt Weisser und Ole in den Wunsch.

«Euer Exzellenz, ich freue mich sehr, Sie als Abgesandten der Reichsregierung und Seiner Majestät des Kaisers in Hamburg begrüßen zu dürfen.» Mit ausgestreckter Hand eilte der weißhaarige Senator dem kaum zehn Jahre jüngeren Wissenschaftler entgegen.

Koch erwiderte zwar den Händedruck, doch seine Haltung blieb steif. «Eigentlich rechnete ich bereits am Bahnhof mit einem Empfangskomitee.»

Versmann, der mit seinem gepflegten, aber angegrauten Kinnbart und dem gut sitzenden Zweireiher einen hanseatisch korrekten Eindruck machte, rieb sich die Hände. «Sicherlich haben Sie den Tumult am Bahnhof gesehen ... An einen offi-

ziellen Empfang war nicht zu denken. Und außerdem wussten wir nicht, ob Sie nicht zunächst nach Altona reisen und dort Quartier nehmen würden.» Mit einer Geste bat er Koch, Platz zu nehmen, während er selbst um den Schreibtisch herumging und sich auf der anderen Seite verschanzte.

«Da Sie auf die Tumulte anspielen, Senator», begann Koch, «anscheinend weiß die gesamte Hamburger Bevölkerung, dass wir es mit einem Ausbruch der asiatischen Cholera zu tun haben. Die Proben, die uns in Berlin erreichten, sprechen eine deutliche Sprache. Nur der Senat und die Verwaltung der Stadt wirken immer noch arglos.»

51

Versmann reichte Koch die Durchschrift eines Telegramms, das ein paar Stunden zuvor, just während Koch und Weisser auf dem Weg hierher waren, nach Berlin abgegangen war. Koch nahm den Zettel und las: Der Senat der Freien und Hansestadt Hamburg erklärte der Reichsregierung gegenüber offiziell den Ausbruch der asiatischen Cholera in der Stadt.

Koch ließ den Zettel wieder sinken. Versmann ergriff das Wort: «Wie Sie sehen, Dr. Koch, sind wir im Bilde und in der Lage, alle notwendigen Maßnahmen zu ergreifen. Sie können getrost wieder abreisen. Der zuständige Senator der Gesundheitsbehörde und Präses des Medizinal-Kollegiums Gerhard Hachmann sowie Medizinalrat Kraus werden der Dinge rasch und ganz ohne Ihre Hilfe Herr werden.»

Koch überhörte die Ausladung einfach. «Wann ist der erste Fall mit deutlichen Symptomen der *Cholera Indica* aufgetreten?», fragte er stattdessen.

Versmanns Bart zitterte. Er legte die Finger aneinander. «Dr. Simon aus St. Pauli sprach von einem Bauarbeiter, der auf dem Kleinen Grasbrook an Maurerarbeiten beteiligt war, bevor er in der Nacht vom 14. auf den 15. August verstarb. Dieser Fall ist

aktenkundig. Strittig ist jedoch, ob es sich um die gefährliche asiatische Cholera oder die wesentlich harmlosere *Cholera Nostra* handelte. Der Nachweis des Komma-Bazillus, dessen verdienstvoller Entdecker Sie sind, konnte in diesem Fall nicht erbracht werden.»

«Meine Kenntnisse sind andere», widersprach Koch.

52

«Nämlich welche?»

«Stabsarzt Dr. Weisser hat in einer Lösung Cholera-Vibrien nachgewiesen. Ebenso Dr. Rumpf in Eppendorf. Sie stammten aus dem Stuhl eines Hamburger Opfers. Proben davon erreichten Berlin. Es ist eindeutig der Komma-Bazillus, ich habe selbst den Nachweis geführt. Und: Es ist die asiatische Form.» Koch schob die Nickelbrille so weit es ging hinauf. «Ich möchte es in aller Deutlichkeit sagen: Es die schlimmste Seuche nach der Pest! Sie tötet innerhalb von Stunden. Die Leute werden Ihnen wegsterben wie die Fliegen, wenn Sie nichts unternehmen.»

Mit versteinertem Ausdruck sah Versmann Koch ins Gesicht. Beinahe mechanisch sagte er: «Gesundheitssenator Hachmann hat eben noch dem amerikanischen Vizekonsul persönlich versichert, dass es sich nicht um die asiatische Form handelt. Die Auswandererschiffe sind nicht betroffen.»

«Das entspricht nicht meinen Erkenntnissen», erwiderte Koch. Trotz der inneren Erregung war er um einen besonnenen Tonfall bemüht. «Sie spielen, mit Verlaub, Exzellenz, mit dem Leben Hunderter, vielleicht Tausender unschuldiger Bürger.»

Versmann saß sehr aufrecht in seinem Amtssessel. Die Hände waren um die Knäufte gekrampft, die Knöchel weiß angelaufen. Ebenso blutleer waren die Lippen, die der Zweite Bürgermeister aufeinanderpresste.

«Acht Tage», setzte Koch fort, «sind verstrichen, bevor

Hamburg das Auftreten der Indischen Cholera gegenüber der Reichsregierung zugab. Was ist seitdem passiert?»

«Wir haben Desinfektionsfahrzeuge ausgestattet und schicken sie durch die Stadt.»

«Seit wann?»

«Seit dem gestrigen Tag.»

Koch schwieg, das war Vorwurf genug.

53

«Sie müssen verstehen», setzte Versmann hinzu, «Beratungen müssen durchgeführt, Beschlüsse gefasst werden. Berlin arbeitet sicherlich anders. Dies hier ist eine Stadt, die durch ihre Bürger regiert wird. Alle Maßnahmen müssen besprochen werden. Das ist Demokratie, Dr. Koch: Volkes Herrschaft. Bei Ihnen in Berlin regiert der Kaiser.»

«Ich habe den Eindruck, Hamburg ist eine Stadt, die weniger vom Volk als von den Kaufleuten regiert wird.»

«Was führt Sie zu der Annahme?»

«Wie ich hörte, ist die Börse immer noch geöffnet.»

Der Zweite Bürgermeister verlor nicht die kleinste Bemerkung. Koch nahm dies als Bestätigung. «Die Börse muss geschlossen werden! Umgehend. Ebenso der Hafen.»

«Der Hafen ist die Lebensader der Stadt», sagte Versmann tonlos.

«Und eine Pestschleuder für die Welt.» Koch war vollkommen ruhig geblieben. Die Argumente sprachen für sich.

Versmann hielt dagegen: «Die Kapitäne geben vor dem Auslaufen schriftliche Erklärungen ab, dass es keine Krankheitsfälle auf dem Schiff gibt. Der amerikanische Vizekonsul – gestern erst saßen wir in dieser Angelegenheit zusammen – ist mit dieser Regelung vollkommen einverstanden.»

«Die Cholera kann übertragen werden, ohne dass der Überträger erkrankt ist. Sie müssen das Auslaufen der Schiffe

verhindern, Senator! Niemand wird in der Lage sein nachzuvollziehen, von wem Gefahr ausgeht!»

Koch sprach, als müsse er gegen eine Lähmung ankämpfen.

«Fälle der *Cholera Indica* wurden in Moskau, Kiew, Tschernigow und Poltawa gemeldet, bevor sie Hamburg erreichte. Es scheint also mehr als wahrscheinlich, dass der Erreger durch Auswanderer eingeschleppt wurde», schloss er.

54

«Die Auswanderer werden auf einer überschaubaren Fläche im Hafen, jenseits der Elbe, kaserniert. Sie wohnen in Baracken, bevor sie die Schiffe besteigen.»

«Gibt es Kontrollen, wohin sie gehen?»

«Nein. Die Baracken werden bewacht. Aber eingesperrt werden die Auswanderer nicht. Es sind unsere Gäste. Sie wollen lediglich eine Überfahrt buchen ...»

«Vermutlich übertragen sie eine tödliche Krankheit. Sie gehören in Quarantäne!»

«Ich werde Gesundheitssenator Hachmann anweisen ...»

Koch verlor die Geduld und fiel ihm ins Wort: «Mit Verlaub, Senator Hachmann ist ein Anhänger der Miasmenlehre. Wie soll er geeignete Maßnahmen ergreifen, wenn er den wahren Charakter dieser Krankheit nicht erkannt hat? Er hatte acht Tage Zeit – Proben wurden genommen, Nährlösungen kontaminiert, Kulturen gezogen. Und Ihr Gesundheitssenator denkt immer noch, es sei die *Cholera*!»

Versmann schwieg. Also fuhr Koch fort: «Ich werde die Hamburger Gesundheitsbehörde auf Geheiß des Kaisers instruieren und so schnell wie möglich Maßnahmen einleiten. Wie viele Fälle haben Sie bisher zu beklagen?»

Endlich sprach Versmann: «Mir persönlich sind bis heute 249 bekannt. Es könnten aber auch mehr sein, von denen wir keine Kenntnis erlangt haben.»

«Zweihundertneunundvierzig Infizierte?»

Versmann nickte betreten. «Siebzig davon sind gestorben.»

«Die Katastrophe ist in vollem Gange», schloss Koch. Er setzte die Brille ab und rieb sich die Augen. «Können Sie Angaben machen, wie die Fälle übers Stadtgebiet verteilt sind? Beschränkt sich der Ausbruch aufs Hafengebiet? Auf die Baracken der Auswanderer?»

55

Lange sah Versmann ihn an. Dann schüttelte er den Kopf. «Das kann ich nicht sagen.»

«Führt denn niemand Buch darüber?»

«Wir erwähnten bereits, dass wir den Ausbruch bislang für ein Vorkommen der kleinen Cholera hielten. Niemand ist darüber Rechenschaft schuldig.»

«Und genau diese Auffassung müssen wir beenden. Die Menschen haben den Ernst der Lage erkannt. Es wird Zeit, dass die Behörden mit der Bevölkerung gleichziehen!»